

Leseprobe aus:
Melanie Mühl
15 sein



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER



Melanie Mühl

15 sein

Was Jugendliche heute
wirklich denken

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25068-0

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Meinen Eltern

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

1 Innen und außen

Das bin doch ich! Wie die digitale Revolution das Jugendzimmer verwandelt hat	13
--	----

2 Klick

Eltern verboten Warum Instagram das neue Facebook ist	21
Ruhm Von der Sehnsucht, ein Star zu sein	39
Das nächste Level Tagebuch eines Zockers	55

3 Körper

Wer ist die Schönste im ganzen Land? Germany's Next Topmodel	75
Make-up-Party Was Jungs übers Schminken denken	80
Unten ohne Über die Normalität der Intimirasur	84
Magersucht Wenn das Abnehmen krank macht	89
Lust auf einen Joint? Die Dealer auf dem Pausenhof	104

4 Beziehungen

Hatiçe, du bist so Aristoteles! Best Friends Forever oder Freundschaft heute	115
Generation Porno? Wie verdorben Jugendliche wirklich sind	130
Liebe in Zeiten der Vernetzung Ein Jugendlicher schreibt über das tiefste aller Gefühle	145
Bitte melde dich, süße Maus! Pädophile im Netz	172

5 Schule

Sexting und weitere Gemeinheiten Wie Mobbing zerstört	177
Ehrgeiz? Fehlanzeige! Ein Schuldirektor hadert mit seinen Schülern	190
Die Außenseiter Vom Fluch der Hauptschule	197

6 Andere Welten

Bücher, in die man flüchten kann »Eine wie Alaska« oder die Kraft guter Geschichten	205
Mein Haus, mein Auto, mein Pool Zukunftswünsche	216
Dank	221

Vorwort

»Das allerschlimmste Selfie ist das ›Aftersex-Selfie‹. Warum zur Hölle sollte es irgendjemanden interessieren, wie man ›danach‹ aussieht?«

»Meine Freundin hat eine Essstörung. Im Netz kursiert schon seit längerer Zeit das Gerücht, Radieschen hätten eine negative Kalorienanzahl. Die isst sie jetzt immer.«

»Nach eineinhalb Monaten ging meine Freundin mit einem Typen fremd. Über Facetime hat sie mir den Seitensprung gebeichtet.«

»Das war doch kein Mobbing, das war nur Spaß! Irgendwas muss man doch machen, sonst wäre Schule ja total langweilig!«

»An meiner Schule dealt eine chinesische Familie mit Drogen, vier Geschwister, zwei Jungs, zwei Mädchen. Sie sind Schüler wie ich. Die Vorstellung, dass düstere Gestalten auf Schulhöfen herumschleichen, nur um Drogen zu verkaufen, ist Unsinn.«

»Ich wollte endlich richtigen Sex – egal, mit wem.«

Über Jugendliche sprechen in der Regel Erwachsene. Ihr Urteil fällt oft verheerend aus: *Die Jugend ist katastrophal*. Sie ist smartphonesüchtig, konsumbesessen, spaßorientiert, politisch desinteressiert, guckt dauernd Pornos und lässt die ganze Welt über soziale Netzwerke an ihrem Partyleben teilhaben. Man nennt sie Generation Egotaktiker, Selfie, Ich, Porno, Bausparvertrag, Komasaufen und so weiter. Nur: Stimmt das?

In diesem Buch geht es nicht um das Anheften irgendwelcher Labels. Es geht um Antworten. Die Jugendlichen selbst kommen zu Wort: Wie sind sie wirklich? Wovor haben sie Angst? Wie meistern sie ihren Alltag? Wie die Schule? Womit kämpfen sie? Was bedeutet ihnen Freundschaft? Liebe? Sex? Und was machen sie tatsächlich die ganze Zeit mit ihrem Smartphone?

Um auf diese Fragen Antworten zu bekommen, habe ich mich in die Welt der Jugendlichen begeben, Gespräche geführt, Zeit mit ihnen verbracht – hauptsächlich mit einzelnen Teenagern, aber auch mit Cliques und mancher Schulklasse. Bis irgendwann gegenseitiges Vertrauen entstanden ist, bis die Jugendlichen in mir nicht mehr nur die Erwachsene sahen und bereit waren, aus ihrem Leben zu erzählen. Ohne ihre Offenheit wäre dieses Buch unmöglich gewesen. Es sind ihre Geschichten.

1

Innen und außen

Das bin doch ich!

Wie die digitale Revolution
das Jugendzimmer
verwandelt hat

Zum Beispiel das Zimmer von Marie, fünfzehn, selbstbewusst, unerschrocken. Es ist ihr erstes eigenes Zimmer. Vor drei Jahren hat sie es bezogen, es liegt im Dachgeschoss des Einfamilienhauses am Rande der Stadt. Jahrelang musste sie für ihre Privatsphäre kämpfen und darum, nicht länger mit ihrem kleinen Bruder auf 25 Quadratmetern leben zu müssen. Jetzt hat sie dieses Zimmer, dessen Tür man mit voller Wucht zuknallen kann, wie die dreizehnjährige Vic es in dem Teenagerfilm *La Boum – Die Fete* tut, während die ratlosen Eltern nur noch das »Do not disturb«-Schild sehen. Ein Zimmer, das Rückzugs- und Zufluchtsort ist, Ausdruck der eigenen Identität. Aber was genau heißt das eigentlich, ein Zimmer zu bewohnen, es sich *anzueignen*, wie es der französische Schriftsteller Georges Perec in seinem schmalen Buch *Träume von Räumen* nennt? Ab wann wird ein Ort wirklich zu meinem eigenen Ort? »Ist es der Fall, wenn man alle einzelnen Kleiderbügel des Kleider- und Wäscheschranks benutzt hat?«, fragt Perec. Oder »wenn man sich auf einem Gaskocher Spaghetti warm gemacht hat? Wenn man an den Fenstern Vorhänge nach seinem Geschmack angebracht hat? Wenn man dort die Angstgefühle des Wartens oder die Überschwänglichkeit der Leidenschaft oder die Qualen rasender Zahnschmerzen erlebt hat?«

Von rasenden Zahnschmerzen blieb Marie bislang verschont, die Angst des Wartens hingegen hat sie schmerzlich erfahren. An Kleiderbügel herrscht Mangel, was aber nicht an der Anzahl der Bügel liegt, sondern an der Menge der Kleidungsstücke. Was noch? Vor kurzem hat sie sich eine dieser kitschigen Lichterketten, die sie früher kategorisch ablehnte, gekauft. Nun baumelt sie neben ihrem Bett, wo sie auch zahlreiche Fotos von Freundinnen und Postkarten festgepinnt hat. Auf einer weißen Kommode konkurrieren Puderdosen, Lippenstifte, Schminkpinsel, Nagellack und Cremes um den Platz, auf dem Schreibtisch türmen sich Bücher und Hefte. In einer Ecke liegen Nike-Turnschuhe, Jeans, Socken, ein Pulli. Marie bückt sich, hebt eine leere Tüte auf und verzieht ihren Mund. Ansonsten: ein *Fack ju Göhte*-Filmposter vom ersten Teil. Neben dem Bett liegt John Greens Roman *Margos Spuren*, auch *Tschick* von Wolfgang Herrndorf, jene Abenteuergeschichte zweier ungleicher Jungs, die ein Auto klauen und losfahren, hat sie gelesen. Die Wände sind weiß, aber Marie überlegt, ob sie eine Wand streichen soll, vielleicht in Zartrosa, keinesfalls grell. »Mein Zimmer, das bin ich«, sagt sie.

Maries Inspirationsquelle in allen Fragen der Inneneinrichtung ist das Internet. Dort stieß sie zufällig bei Tumblr.com auf das Foto-Blog »Teenage Bedroom«, dessen Betreiberin nostalgisch schreibt: »This blog is my homage to all of us when we were still young and exciting, before we got old and boring.«

Aus dieser Idee ist ein virtuelles Fotoalbum von Jugendzimmern aus aller Welt entstanden. Manche Fotos erläutern die Zimmerbewohner ausführlich, erzählen kurze Geschichten, unter anderen stehen nur wenige Zeilen. Zack, vierzehn Jahre

alt, Ire, wohnhaft in Singapur, einer Stadt, die ihm zu modern, glatt und künstlich ist, hat lediglich einen kleinen, aber sehr wichtigen Ausschnitt seines Zimmers gepostet: seinen Schreibtisch mit integriertem Regal. Die Schreibtischlampe brennt, der Computer ist aufgeklappt, man sieht eine Ausgabe vom *Rolling Stone*, Minzpastillen, eine orangefarbene Pocketkamera, einen Blackberry, Familienfotos. Rechts oben auf dem Regal steht eine Schneekugel mit der kleinen Meerjungfrau. »Ja«, schreibt Zack, »ich liebe die kleine Meerjungfrau, und ja, ich bin ein Junge. Das gibt's. Ich bin nicht besonders Mainstream, Hipster oder Indie. Ich bin einfach ich, und das ist mein Zimmer.«

Nachdem meine Eltern beschlossen hatten, sich scheiden zu lassen, zogen meine Mutter, mein Bruder und ich fort, aus einem Haus in der Stadt in eine Wohnung auf dem Land. Als ich mein neues Zimmer zum ersten Mal betrat, war es nackt, kalt, und jedes Wort hallte. Da es längst dunkel war, brannte Glühbirnenlicht. Hier sollte ich jetzt leben. Immerhin, die Wohnung lag unter dem Dach, das war gemütlich, machte es aber auch schwer, Poster aufzuhängen. Poster waren mir extrem wichtig. Ich war sieben damals und blieb meinem Lieblingsmotiv zehn Jahre lang treu: Palmen, weißer Sand, Meer. Mal lag das Meer in der Mittagssonne, mal im Abendlicht. Mal bogen sich die Palmen so tief Richtung Boden, dass man es sich auf ihnen gemütlich machen konnte, mal ragten sie schnurgerade in den Himmel. Allein in meinem Zimmer träumte ich mich fort. Heute würde ich mich fortklicken.

An der Bedeutung eines eigenen Zimmers hat die digitale Revolution nichts verändert, aber sie hat das Jugendzimmer

verwandelt und Spuren hinterlassen. Smartphones, Notebooks, iPods, Fernseher und DVD-Player sind ein selbstverständlicher Bestandteil der Teenagerkultur, und das Netz hat die Grenzen zwischen öffentlich und privat verschwimmen lassen. Jugendliche sehen sich heute mit einer Fülle neuer Kulturräume und Zonen konfrontiert, online wie offline, wobei diese Zonen nicht streng voneinander abgegrenzt sind, vielmehr überschneiden und verweben sie sich beständig. Sie seien sichtbar und unsichtbar, vereinten materielle Elemente des Jugendzimmers mit dem unsichtbaren Fluss der Kommunikation und Information, schreibt der Medienwissenschaftler Siân Lincoln. Das Zimmer sei sowohl ein Container für Bedeutungsgehalt als auch ein Portal der Kommunikation. Seine virtuelle Verlängerung sind die sozialen Netzwerke. Wie bei einem Zimmer legt man auch hier gestaltend Hand an – mutiger, origineller, verrückter, provokanter, weil Eltern bei der Zimmergestaltung dem Kreativitätsdrang oft Grenzen setzen. Die Wand mit Gedichten, mit Sprüchen vollschreiben? Sie besprühen wie Häuserfassaden? So tolerant dürften die wenigsten sein. Im Netz existiert das elterliche Einrichtungsverbot nicht.

Marie nutzt hauptsächlich WhatsApp, Instagram, Tumblr, manchmal Snapchat. Für alle gilt: Marie bleibt Marie. Sie verliert sich nicht in experimentellen Identitätsspielereien. »Ich sehe keinen Sinn darin, online anders zu sein als offline. Klar lade ich bei Instagram keine peinlichen Fotos von mir hoch, auf denen ich doof aussehe, sondern nur die schönsten und coolsten. Ich bin doch ich, und meine Freunde fänden es komisch, wenn ich mal so, mal so wäre«, sagt sie. Die Normen der Peergroup wirken in allen Sphären. Das Online-Ich ist kein bis zur Unkenntlichkeit bearbeitetes Ich, sondern lediglich das

polierte Offline-Ich. In einen für Erwachsene nicht sofort ersichtlichen Kontext ist die Selbstdarstellung trotzdem eingebunden. Wer aber den Kontext nicht kennt, wer nicht weiß, für wen die geposteten Inhalte bestimmt sind, wer die Ironie nicht versteht, läuft Gefahr, Fotos, Kommentare oder Likes völlig falsch zu interpretieren.

Jugendliche möchten als echt, als authentisch wahrgenommen werden. Wie wichtig ihnen das ist, hat Danah Boyd festgestellt. Sie versuchten nicht, sich im Netz mal als diese oder jene Person darzustellen. »Einige Jugendliche geben bei einem Videodienst wie zum Beispiel Skype möglicherweise ihren echten Namen an und verwenden bei einer Foto-App wie Instagram ein Pseudonym. Und für eine Blogging-Site wie Tumblr verwenden sie möglicherweise einen Benutzernamen, der ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten interessenbasierten Community widerspiegelt«, schreibt sie in *It's complicated: the social lives of networked teens*. Sie reagierten oft auf das, was sie als Normen eines bestimmten Dienstes wahrnahmen. »Wenn sich eine Jugendliche bei Facebook als ›Jessica Smith‹ und bei Twitter als ›littlemonster‹ einloggt, erschafft sie keine multiplen Identitäten im psychologischen Sinne, sie beschließt einfach, sich bei unterschiedlichen Diensten und in Erwartung eines unterschiedlichen Publikums sowie unterschiedlicher Normen auf verschiedene Weise zu präsentieren«, schreibt Boyd.

Bedeutet diese Öffentlichkeitsarbeit Jugendlicher in eigener Sache das Ende der Privatsphäre? Stimmt es, was Emily Nussbaum im *New York Magazine* bitterböse schrieb, nämlich dass Jugendliche keinerlei Schamgefühl mehr hätten, »Angeber, Famehuren, kleine pornographische Idioten« seien, die ihre »Tagebücher, Telefonnummern und ihre dümmlichen Gedichte

und – du meine Güte! – ihre schmutzigen Fotos öffentlich machen? Nein, es stimmt nicht. Marie sagt: »Ich drehe fast durch, wenn meine Mutter in meinem Zimmer rumgeschnüffelt hat, während ich in der Schule war. Ich merke das sofort, weil ich ganz genau weiß, wo was lag. Spreche ich sie darauf an, antwortet sie immer, sie hätte doch bloß staubgesaugt! Sie weiß, dass ich bei Instagram bin, aber von Tumblr weiß sie nichts. Ich kenne keinen einzigen Jugendlichen, dem seine Privatsphäre egal wäre.«

Zu Recht bemerkt Danah Boyd, dass »sich *in* der Öffentlichkeit zu befinden nicht dasselbe ist, wie öffentlich zu *sein*«. Eine ihrer Interviewpartnerinnen, siebzehn Jahre alt, bringt es gut auf den Punkt, wo die Konfliktlinie zwischen Jugendlichen und Erwachsenen verläuft, wo die heftigsten Kämpfe ausgefochten werden: »Meine Mutter benutzt immer die Ausrede, dass das Internet »öffentlich« ist, wenn sie sich verteidigt. Es ist nicht so, dass ich irgendetwas mache, wofür ich mich schämen müsste, aber ein Mädchen braucht seine Privatsphäre. Ich schreibe Online-Tagebücher, damit ich mit meinen Freunden kommunizieren kann, aber nicht, damit meine Mutter über die neuesten Details aus meinem Leben informiert ist.« Marie sagt: »Wenn meine Mutter wüsste, dass ich bei Tumblr bin, würde sie schauen, was ich poste, und das würde mich extrem stören, weil ich meine Stimmungen nicht mehr ausleben könnte. Bei jedem traurigen Post, den sie entdeckt, würde sie sofort fragen, wie es mir geht.« *Do not disturb* verliert seine Gültigkeit im Onlinemodus nicht.

Das eigene Zimmer ist der Ausgangspunkt, die Basis des jugendlichen Aufbruchs, Kommunikationszentrale und Abschottungsraum in einem. Alles ist Möglichkeit.

2

Klick

Eltern verboten

Warum Instagram
das neue Facebook ist

Facebook ist so gut wie tot. Zumindest in den Augen vieler Jugendlicher. Die meisten von ihnen, erzählen Teenager, hätten zwar noch einen Account, um mit Freunden, die weggezogen sind, in Kontakt zu bleiben, alte Freunde wiederzufinden oder einfach nur, um zu sehen, was so gepostet werde – sporadisch. Facebook als Informationsbörse. Was Erwachsene praktisch finden, nämlich eine Seite, die verschiedene Anwendungen vereint, auf der sich alle treffen, empfinden Jugendliche als unpraktisch. Seit außerdem die eigenen Eltern Facebook für sich und ihr Vernetzungs- oder Spionagebedürfnis entdeckt haben, setzte unter Jugendlichen eine Fluchtbewegung ein. Für Videos gibt es YouTube. Für die schnelle Kommunikation WhatsApp, das ist die Standleitung zu den Freunden, absolut unverzichtbar. Und für Fotos gibt es die Fotosharing-Plattform Instagram, die immer populärer wird.

Instagram also. Dokumentiere den Augenblick, so das Prinzip der Plattform. Als Facebook Instagram 2012 für eine Milliarde Dollar kaufte, beschäftigte das Start-up dreizehn Mitarbeiter. Kevin Systrom, CEO und Mitgründer von Instagram, formulierte die Idee dahinter einmal so: »Wir haben einen Weg gefunden, gewöhnliche Alltagsszenen in magische Momente zu verwandeln.« Aus Fotografie als Form der Selbstdarstellung sei Kommunikation geworden. Soweit das Versprechen.

Kommen wir zur Realität: Die Instagram-Nutzerzahlen steigen unentwegt, inzwischen sind weltweit mehr als dreihundert Millionen Menschen registriert, die täglich mehr als sieben Millionen Fotos teilen, Videos hochladen, Bilder liken, retweeten und kommentieren, darunter Stars und Models wie Taylor Swift, Miley Cyrus, Karlie Kloss, Justin Bieber, Kim Kardashian, Kendall Jenner und Selena Gomez, die Ex-Freundin von Justin Bieber. Selena Gomez ist *das* Vorbild zahlloser Teenager. Ihre bei Instagram hochgeladenen Fotos zeigen die pausbäckige Sängerin beim Lesen einer Zeitschrift, deren Cover sie selbst zierte. Wir sehen, wie Selena frisiert wird, wie sie mit ihren Freundinnen feiert, tanzt und sich prächtig amüsiert. Mal formt sie die Lippen zum Schmollmund, mal lacht sie entspannt in die Kamera. Mal ist der Teenie-Star am Strand unterwegs, mal posiert er in einem Loft. Ihr, meine Fans, seid mir ganz nah, scheint sie zu rufen, ich nehme euch mit in meine private Welt und lass euch an meinem Alltag teilhaben! Intime Backstage-Momente. Geschickt mischt Selena Gomez eindeutig inszenierte Fotos mit Pseudoschnappschüssen, die in Wahrheit ebenso inszeniert sind. Selena Gomez ist ein Selfie-Profi: Die Illusion von Privatheit funktioniert.